

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Ein falscher Banknotenfälscher

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

dächtig nach dem veränderten Anwesen. Auf einmal aber, als er die zurückgebliebene Inschrift erblickte, ging eine wilde Freude über das Gesicht des ehemaligen Kirchbergbauern. Und er verschwand aus der Gasse.

Am Sonntag Nachmittag war eine große Gesellschaft im „Grünen Baum“; denn die Leute waren neugierig, wie das neue Wirtshaus sich ausnehme. Der Jörg schmunzelte, zählte am Abend die reiche Einnahme und legte sie vergnügt in den braunen Kasten zu den Kaufbriefen, Banknoten und Schuldscheinen. Kaum konnte er schlafen vor allerlei schönen Plänen, denen noch schönere Träume folgten. Kosig, glänzend erschien ihm darin alles, sein grüner Baum, die Kirchgasse, das Dorf, die ganze Welt.

Aber jäh wurde er aufgeweckt aus seinem leichten Schlaf. Geschrei, Glockenläuten, Feuer ringsum. Was war das? Stand die Welt in Brand? Die Welt nicht, aber sein Haus. Helle lichte Flammen leuchteten ihm überall entgegen, wohin er blickte. Die gefüllte Scheune loberte hell auf, das Zimmer flammte, der Geldschrank brannte, schon faßte das Bett Feuer. Im Hemb, versengt am Haar, verbrannt an Händen und Füßen stürzte der Jörg hinaus in den Hof. Drunten stand die Värbel, die Knechte und Mägde, notdürftig gekleidet. Das Vieh brüllte, kaum konnte es gerettet werden. Die Nachbarn schrieten, Kinder heulten, und keine Rettung, keine Hilfe, keine Feuerspritze. Endlich kam sie, kamen Leute, wurde eine Kette gebildet. Aber nicht auf sein Anwesen richteten sie die Wasserstrahlen, das war verloren, rettungslos vernichtet, sondern auf die Nachbarhäuser. Mit Mühe wurden diese gerettet. Aber der Grüne Baum, der ehemalige Kirchberghof, war eine brennende, rauchende Ruine, verbrannt der Geldschrank mit allen Papieren, verbrannt das neue kostspielige Mobiliar, verbrannt Korn und Heu in Speicher und Scheune. Der neugemalte Schild stürzte herunter und zerbrach; die Giebelwand mit dem verhängnisvollen Spruch war ganz geschwärzt, der Keim war überflüssig jetzt, wo er Wirklichkeit geworden war: „Ist auch nicht sein.“

„Der Kirchbergbauer!“ zischte wütend der Straußjörg. „Der Kirchbergbauer!“ murmelten auch die andern Leute. „Ins Armenhaus hat er nicht gewollt, ins Zuchthaus muß er jetzt,“ schrie der Jörg. „Dort hat er's besser,“ sagten die Leute, „und braucht sich nicht zu schämen im Dorf.“

Aber der ehemalige Kirchbergbauer kam nicht ins Zuchthaus, sondern ins Irrenhaus. Da war er fröhlicher, als er sein ganzes Leben gewesen war. Vergnügt stand er am Ofen und sang das Kinderlied, das die Hüterbuben im Herbst anstimmen, wenn sie Feuer anmachen, um darin gestoppelte Äpfel und Kartoffeln zu braten: „Feuerle, Feuerle brenn!“ Und wenn das Feuer abgebrannt war, schaute er den schwarzen Ofen an, klatzte in die Hände und sagte vor sich hin: „Ist auch nicht sein.“

### Ein falscher Banknotenfälscher.

Kommt da eines Tages ein wohlgekleideter junger Mann in den Laden des Schneidermeisters Kilian Meck in der Friedrichsstraße und fragt, ob hier nicht ein möbliertes Zimmer zu vermieten sei. „Zawohl,“ erwidert der Meister, „wollt Ihr's mieten?“ „Wenn's nicht zu teuer ist,“ meinte der Fremde, „und mir sonst gefällt, hätt' ich wohl Lust dazu.“ „Nun, Sie können's gleich besichtigen,“ sagte der Meister und führte den fremden Herrn in eine kleine Kammer, die hinter seiner Werkstätte lag. Diese fand das Wohlgefallen des Unbekannten, und nach kurzer Wechselrede wurde man auch über den Preis einig. „Wenn's Ihnen paßt,“ sagte der feine Herr, „so will ich gleich morgen einziehen. Ich habe einen ziemlich großen Koffer im Gasthaus zum Greifen.“

„Den können meine zwei Lehrlingbuben herübertragen,“ unterbrach ihn Herr Meck, und der andere war's zufrieden.

„Noch eins!“ sprach der neue Mieter, „ich heiße Peter Zeisig, und möchte in meinem Zimmer den ganzen Tag ungestört sein.“

„Wenn's sonst nichts ist,“ versetzte der Meister, „bei mir sollen Sie von niemanden gestört werden. Wir sind den ganzen lieben Tag selber so beschäftigt, daß wir gar keine Zeit haben, jemanden in der Arbeit zu stören.“ Damit war der Handel abgemacht.

Am nächsten Morgen bezog Herr Peter Zeisig sein neues Logis, nachdem die beiden Schneiderjungen mit großer Mühe den schweren Koffer herbeigeschleppt hatten, der mutmaßlich die Habseligkeiten des Zimmerherrn enthielt. Dieser schloß sich sofort in sein Zimmer ein und kam auch zur Mittagszeit nicht zum Vorschein. Er hatte die Vorhänge der Fenster sorgfältig verschlossen, und als die Meisterin neugierig durchs Schlüsselloch in das Kammerchen blicken wollte, konnte sie nichts sehen, da es Herr Zeisig verstopft hatte.

„Die Sache ist mir verdächtig,“ jagte die Frau, „warum verläßt denn der Mann auch zur Mittagszeit sein Zimmer nicht? Er muß doch essen, wie jeder andere Mensch.“

„Hm!“ entgegnete der Meister, „wahrscheinlich ist er so in die Arbeit vertieft, daß er gar nicht an Essen denkt.“

Auch zur Besperzeit rührte sich nichts im Zimmer. Da sagte die Frau zu ihrem Mann: „Wenn er nur nicht gar etwa ein Anarchist ist, der heimlich Dynamitbomben fabriziert. Da könnten wir in eine schöne Wäsche kommen.“

„Was geht das uns an?“ brummte Herr Meck. „So? Das ginge uns nichts an?“ freischte die Meisterin, „und ging's uns auch dann nichts an, wenn per Zufall eine Bombe explodierte und das ganze Haus in die Luft flöge?“

„Na, na,“ versetzte der Mann, „so arg wild's wohl nicht sein. Er sieht auch nicht so aus, als wenn er ein Meuchelmörder wäre.“

Indes schien ihm die Sache selbst nicht ganz geheuer. Darum sagte er zu seinem Weib: „Wenn er

herauskommt, will ich ihn ins Gebet nehmen und ihn geradezu um Aufklärung über sein sonderbares Gebaren angehen."

Um die achte Abendstunde wurde endlich die Tür geöffnet. Herr Zeisig trat auf die Meisterin zu, reichte ihr einen Fünfmarschein und sagte: "Möchten Sie nicht die Güte haben, mir aus dem Gasthaus ein Nachtmahl holen zu lassen. Ich pflege immer nur Abends zu essen, da ich früher keine Zeit dazu habe; aber dann esse ich um so gründlicher."

Die Frau ließ einen tüchtigen Imbiß holen und gab dann dem Herrn Zeisig den Rest der gewechselten Banknote. Als dieser mit dem Essen fertig war, trat der Schneidermeister in das Kämmerlein und sagte: "Wertester Herr Zeisig! Sie werden schon entschuldigen, aber Ihr Benehmen kommt mir sehr verdächtig vor. Sagen Sie mir offen, was Sie den ganzen Tag über machen, sonst kann ich Sie nicht behalten."

Herr Zeisig blickte den Schneider scharf an und sagte dann: "Herr Meister! Eigentlich geht es Sie nichts an, womit ich mich beschäftige; aber wenn Sie mir schwören, daß Sie meinen Mund halten, so will ich Ihnen mein Geheimnis verraten."

Herr Meck, der vor Begierde brannte, das Geheimnis zu erfahren, schwor bei seinem Seelenheil und bei allen Heiligen, daß er so verschwiegen wie das Grab sein wolle.

"Nun denn," sagte Herr Zeisig halblaut, "ich mache falsche Banknoten."

"Sie belieben wohl zu scherzen?" schrie der erschrockene Schneider.

"Durchaus nicht, und der Fünfmarschein, den Ihre Frau vorhin wechseln ließ, war auch falsch. Ich habe heute den ganzen Tag daran gearbeitet."

"I, da soll ja gleich das Donnerwetter dreinschlagen!" rief jetzt Herr Meck, "da muß ich Sie sofort der Polizei anzeigen."

"Das werden Sie wohl bleiben lassen," sprach Herr Zeisig gelassen, "denn erstens haben Sie mir geschworen, nichts zu verraten, und dann würden Sie Ihre Ehehälfte, die den falschen Fünfmarschein ausgegeben hat, mit in die Patsche bringen." Dem guten Schneider trat der Angstschweiß auf die Stirn.

"Seien Sie vernünftig," sagte Herr Zeisig, indem er dem zitternden Meister auf die Achsel klopfte, "ich mache die Banknoten so gut, daß sie den echten mehr ähnlich sehen wie ein Ei dem andern; und wenn Sie mein Geheimnis bewahren, so will ich mit Ihnen Halbpant machen. Hier sind gleich die dritthalb Mark als Anteil an dem Fünfmarschein, den Ihre Frau wechseln ließ." Mit diesen Worten schob er dem verdutzten Schneider mehrere Geldstücke in die Rocktasche.

"Na, wenn Sie die Bankscheine so gut nachmachen können," stotterte Herr Meck, "daß sie kein Mensch kennt, so will ich meinerwegen mit Ihnen in Kompagnie gehen. Aber sagen Sie mir, Herr, warum machen Sie denn nicht lieber größere Noten? Es kann Ihnen ja keine größere Mühe machen, wenn

Sie einen Fünzig- oder Hundertmarschein machen, anstatt eine lumpige Fünfmarsnote."

"Das würde ich wohl tun," antwortete Herr Zeisig, "aber ich habe keinen größeren Schein. Ich muß doch eine echte Hundertmarsnote haben, wenn ich sie nachmachen soll."

"Wenn's sonst nichts ist," sagte der Meister, "die sollen Sie gleich haben." Dann rannte er in seine



„Da ist ein Fünzigmarschein und hier ein Hundertmarschein.“

Wohnstube und kam mit zwei Banknoten in der Hand zurück.

"Da ist ein Fünzigmarschein und hier ein Hundertmarschein. Welchen wollen Sie?"

"Na, lassen Sie nur beide hier. Ich will sehen, welcher sich leichter nachahmen läßt. In zwei Tagen hoffe ich damit fertig zu sein."

Am nächsten Vormittag blieb es wieder mäuschenstill in der verschlossenen Kammer. Erst gegen Mittag kam Herr Zeisig heraus und sagte sehr leise zu seinem stillen Gesellschafter: "Ich brauche zu der größeren Banknote noch eine Farbe, die mir fehlt. Ich gehe schnell in eine Farbenhandlung, um sie zu holen."

Mit diesen Worten verließ er das Haus und — kam nicht wieder. Man wartete zwei, drei Tage, und als er auch am vierten Tag nicht kam, entschloß man sich, den gewichtigen Koffer zu öffnen, in dem sich wahrscheinlich die Falschmünzrequisiten befanden. Es war aber nichts darin als Sand und Ziegelsteine. Da man auch sonst nirgends eine Spur von Zeichenrequisiten fand, ging endlich dem Schneider ein Licht auf und er sagte zu seiner Frau: "Der Kerl hat wohl gar keine Banknoten gemacht und dir einen echten Fünfmarschein zum Wechseln gegeben."

Dann zog er seinen Sonntagstroch an und sagte: "Jetzt geh' ich zur Polizei, um den Halunken anzuzeigen."

Er war schon an der Tür, da hielt ihn seine kluge Frau zurück und sagte: "Was fällt dir ein? Wenn sie den Spitzbuben kriegen und er sagt aus, daß du

ihm die Banknoten gegeben hast, damit er sie nach-  
machen solle, dann kommst du ja selber mit ins Loch!"

Da schlug sich Herr Meck vor die Stirn und sagte:  
„Daran hatte ich gar nicht gedacht! Das war ein  
loser Vogel, dieser Zeisig! Na, ich bin nur froh,  
daß ich keinen Tausendmarkschein hatte; sonst hätt'  
ich ihn dem Filou auch gegeben!"

### Der noble Italiener.

Tritt da eines Abends ein Mann in das Fahr-  
dienstzimmer eines größeren süddeutschen Bahnhofes.  
Er trägt schüßige Manchesterjamthosen, einen braunen  
Rock, hat ein buntes Tuch nachlässig um den Hals  
gebunden, und auf dem klassisch geschnittenen, noch  
jugendlichen Kopf sitzt seitwärts ein alter Filzhut,  
dessen kühne Form und patinagrüne Farbe das Ent-  
zücken eines jeden Malers bilden würde. Es ist  
offenbar ein italienischer Arbeiter, der mit ängstlichem  
Gesichtsausdruck in der Nähe der Tür stehen bleibt,  
respektvoll das Haupt entblößt, ein buntes Schnupf-  
tuch aus der Tasche zieht und sich mit demselben die  
Schweißtropfen, die auf seiner braunen Stirn perlen,  
abwischt; unter dem linken Arm trägt er eine min-  
destens einen Quadratmeter große Fensterscheibe.

„Was wünschen Sie?“ fragte einer der anwesen-  
den Beamten. Der Italiener tritt einen Schritt vor,  
gestikuliert lebhaft, schlägt sich auf die Brust und  
ruft, indem ihm die hellen Tränen über die Wangen  
rieseln, wie in voller Verzweiflung: „O, Pietro nix  
Arrest, . . . Pietro nix kaput gemacht, . . . Pietro  
noble Familie . . . Vater nix Arrest, Mutter nix  
Arrest . . . Pietro noble Familie . . .“



„Pietro nix Arrest.“ antwortet der aufgeregte Mensch und zeigt auf  
die Scheibe unter seinem Arm.

„Nun? was ist denn los? wo fehl's?“ fragt der  
Beamte mit berechtigtem Erstaunen.

„Wind fenestra kaput gemacht! . . . Non Pietro  
. . . . Pietro fenestra riparara . . . Pietro nix  
Arrest!“ antwortet der aufgeregte Mensch, zeigt auf  
die Scheibe, die er unter dem Arm trägt, zieht einen  
noidürftig in Zeitungspapier eingeschlagenen Ballen

Glasertitt aus der Tasche und legt denselben auf  
den neben ihm stehenden Tisch.

Da in dem Kauderwelsch des sehr unglücklich  
scheinenden Mannes kein verständlicher Zusammenhang  
zu finden ist, so stellt der Beamte Nachforschungen  
an, und es ergibt sich folgender Tatbestand: Der  
Italiener war in der vorangegangenen Nacht in die  
Bahnhofsvorhalle getreten. Als er die Türe öffnete,  
riß ihm der eben heftig wehende Sturm dieselbe aus  
der Hand, und bei dem gewaltsamen Zuschlagen  
wurde eine Scheibe zertrümmert. Der Portier, welcher  
den Vorfall mit angesehen, war der Meinung, daß  
der Italiener durch Ungeschicklichkeit oder Rücksichts-  
losigkeit den Schaden verursacht habe, und führte den  
Schuldigen zu dem damals diensthabenden Beamten.  
Dieser drohte dem etwas angetrunkenen und sich un-  
gebührlich aufführenden Italiener mit Arrest und  
nahm ihm seinen Reisepaß ab. Und nun war Pietro  
mit der Fensterscheibe erschienen, um die beschädigte Tür  
selbst auszubessern. Leidenschaftlich, unter Tränen,  
stritt er um seine Ehre und um die Ehre seiner  
„noblen Familie“, welche durch den ihm gedrohten  
Arrest sehr gefährdet war. Die zarte, edle Gefühls-  
innung des einfachen Arbeiters machte auf die An-  
wesenden einen sehr günstigen Eindruck. Man tröstete  
den guten Pietro und nahm nochmals eine genaue  
Untersuchung des Tatbestandes vor. Da fand es  
sich denn, daß die Türe mit der zerbrochenen Scheibe,  
auch ohne daß gerade ein Sturm ging, sich nur schwer  
dirigieren lasse und von selbst die Neigung zeige, ge-  
waltsam zuzuschlagen.

So konnte denn der Beamte dem Mann mit dem  
feinen Ehrgefühl seinen Paß wieder einhändigen.  
Wohlvollend klopfte er dem Glücklichen, der rasch  
seine Tränen trocknete und dankbar um sich blickte,  
auf die Schulter und tröstete: „Pietro nix Arrest,  
. . . Pietro nix zahlen . . . addio, Pietro!“

Der temperamentvolle Italiener machte einen Freu-  
densprung. „Grazia! . . . grazia!“ rief er immer  
wieder, warf sämtlichen Anwesenden Kufshände zu  
und verließ schließlich unter Krachfüßen mit seiner  
Fensterscheibe das Dienstzimmer.

Einige Tage später wurde zufällig in Erfahrung  
gebracht, daß Pietro von der „noblen Familie“ das  
Stück Glas, welches er zur Rettung seiner Ehre auf  
den Bahnhof gebracht, bei einem Neubau entwendet  
hatte!

### Vertrafter Brotneid.

In Wipperdingen waren zwei Wirte, ein junger  
und ein alter. Der alte trug noch gelbe Lederhosen,  
eine rote Weste mit zwei blanken Knopfreihen, einen  
engen Tschopen und eine Zipfellekappe. Der junge  
ging hochmodern. Er trug weite Hosen wie ein  
Gigierl, Schlips und Manschetten und einen zwei-  
Hand breiten Stehkragen, war also das gerade  
Gegenteil vom alten.

In einem aber besaßen die beiden eine merkwürdige  
Ähnlichkeit: in der Habsucht und im Brotneid. Der